

Mutterliebe

Autor(en): **Walding, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„An meine Mutter!“

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kommt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär die Zärtlichkeit des Sohns
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ewigem Anfer liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug' entreißt:
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust: obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüber fließt,
Und von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und ringsumher
Zurückgeworfene Strahlen trägt — und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

Groß und zärtlichster Dankbarkeit würdig ist die Liebe jeder Mutter. Beispiele lassen sich aus der Dichtkunst nennen, aus denen man ersehen kann, daß mütterliche Liebe immer die tiefsten Saiten in Kinderherzen erklingen macht, sei's die Liebe der herben, häuerlichen Frau oder die einfache, liebliche Güte der Mutter des Arbeiters. Was schrieb Ernst Zahn:

„Die Mutter“.

Gerafft von einer festen Hand,
Rauschte im Geh'n ihr schwarz Gewand;
Es fiel ein flücht'ger Sonnenstrahl
Auf eine Wange, weiß und schmal.
Das Haupt geneigt, den Scheitel grau
Schritt stumm fürbaß die hohe Frau.
Sie schau'n mich an, weil jähes Licht
Mir flog durch Blick und Angesicht.
Daß mich's wie Andacht über kam.
Ich weiß, wie es sie wundernahm.
Sie schau'n und fragen, was mir sei:
Nichts, meine Mutter ging vorbei!

Oder empfinden wir mit dem rheinischen Schmied Peter Hint, der der Mutterliebe aus der Schlichtheit seiner Seele ein rührendes Denkmal setzte:

Sie sang uns ein Lied — ganz schlicht und zart;
Wir hatten uns laufend um sie geschart,
Das Allerkleinste auf Mutters Schoß,
Die glänzenden Augen wundergroß —
Aus Vaters Schmiede — ein heller Klang,
So war es immer, wenn Mutter sang!

Die Engel, von denen das Liedchen sprach,
Sie schwebten ganz leise herein ins Gemach,
In duftigen Schleiern, — die Locken schwer —
Sie stellten sich rings um die Mutter her,
Aus himmlischen Gärten, — sehnsuchtsbang
Ein Harfenklingen — wenn Mutter sang!

Nun sind wir erwachsen — doch manches Mal
Steh'n wir vor Mutter: „Du, sing uns einmal
Das Lied von den Engeln!“ — Dann lächelst sie müd:
„Ich kann nicht mehr singen, singt ihr mir das Lied.“
Wir singen es jauchzend in blühendem Drang,
Und doch war es schöner, wenn Mutter sang!

Von der unermüdlischen Bereitschaft der Mutter, die nie müde werden darf, spricht Ludwig Lessen in seinem Gedicht:

„An eine Arbeitermutter“.

Laß deine lieben Hände rasten,
Sie haben lang genug geschafft!
Sie schleppen schwer die Lebenslasten
Und bleiben unentwegt voll Kraft.

Und trotz des Mühens und des Strebens
Vermochten sie noch still und fein
Ins graue Einerlei des Lebens
Ein Blümchen Glück zu pflanzen ein.

Sie haben mir so viel gespendet
In junger Tage heit'rem Glanz
Und haben immer noch beendet
Nicht ihrer Gaben reicher Kranz.

Und sind doch alt und weß und bleiern
Geworden in des Alltags Müh,
Laß deine lieben Hände feiern,
Und laß mich dankbar küssen sie.

Die Sehnsucht auch des schon erwachsenen Mannes nach mütterlichem Frieden, nach mütterlichem Geborgensein schildert tief empfunden Börries Freiherr von Münchhausen in einem seiner schönsten Lieder:

„Meiner Mutter!“

Mein Haupt will ich bergen wie einstens
In deinem Schoß,
Ich tat es vor Zeiten als Knabe —
Nun bin ich groß.

Von der Stirne streich mir die Locken
Leise fort.

Und sprich mir wieder wie damals
Ein zärtliches Wort.

Und küsse die brennende Wange
Deinem Kind
Und trock'ne am Auge die Träne,
Die heiß mir rinnt.

So will ich liegen und träumen,
Wie einst ich tat,
Und vergessen, daß ich ins Leben,
Ins wilde, trat.

Ein altes, weises Philosophenwort sagt: „Eine Geliebte liebt am meisten, eine Frau am besten, eine Mutter immer!“ An dieses Wort wollen wir denken und auch an die Worte Stifters: „Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einzig solches Herz.“

O Mutterliebe, Sorg' und Treu',
Nie ausgeschöpfte Güte!
Und immer alt, und immer neu;
Daß dich die Allmacht hütet!

* * *

Mutterliebe

Von G. Walding

Sie war eine alte Frau mit noch schönen Zügen, weder das weiße Haar noch die Falten, die die Zeit in ihr Gesicht gegraben hatte, verhehlten ihre einstige Schönheit. Die äußerste Bescheidenheit ihres Kleides, das in seiner Machart die Landbewohnerin verriet, paßte nicht in das Abteil erster Klasse. Das fiel auch dem Richter auf, als sich die Eingangstür des schon rollenden Zuges hinter der Frau schloß.

„Noch einen Augenblick und Sie hätten den Zug veräußt“, meinte Trevanion lächelnd.

„Ich habe ja gar kein Recht hier zu sein“, sagte die Frau entschuldigend. „Ich habe eine Karte für die 3. Klasse. Es war der Schaffner, der mich hier hereinschob, Sir.“

„Man soll alles Gute annehmen, das einem in den Schoß fällt“, erwiderte er. „Sie fahren gewiß nach London, Einkäufe machen?“



Paolo

„Nein, ich fahre zu meinem Sohn. Ich habe ihn seit zwei Jahren nicht gesehen. Er schrieb mir, er werde in 14 Tagen kommen, aber ich dachte mir, ich fahre hin, um ihn zu überraschen. Alf liebt Rosen so sehr, da habe ich noch heute früh diese für ihn gepflückt. Er hat die Sträucher selbst gesetzt, ehe er nach London ging, um sein Glück zu machen.“

„Hat er es gemacht?“ fragte Trevanson lächelnd.

Die alte Dame schüttelte ungläubig den Kopf. „Anfangs konnte er mir etwas Geld schicken, Sir“, erwiderte sie. „Einmal — das einzige Mal, daß ich etwas von ihm erhielt, vier Pfund. Ich denke, er muß dann seine Stelle verloren haben, denn ich hörte monatelang nichts von ihm. Dann schrieb er mir, er habe eine neue Stelle und werde mir bald einige Schilling schicken. Ich wollte ja nichts von meinem lieben Jungen. Seine vier Pfund hatten mich davor bewahrt, ins Armenhaus zu gehen, Sir.“

„Was macht Ihr Sohn?“

„Er ist Diener bei einem Herrn, Sir“, antwortete sie zungenfertig. „Ich selbst bin ganz ungebildet, aber der Pfarrer lieft mir alle Briefe vor, Sir. Er wollte nicht, daß ich heute in die Stadt fahre, aber als er sah, daß ich nicht abzuhalten war, schrieb er einige Zeilen unter die Adresse meines Sohnes und meinte, wenn ich dies vorzeige, wird man mir helfen, meinen Sohn zu finden.“

Sie suchte in ihrer Handtasche und zog einen Brief hervor, den sie ihm reichte.

„Vielleicht wissen Sie, wo es ist, Sir? Der Herr muß reich sein. Mein Sohn schreibt mir, er hofft, dort genug zu ersparen, um mir ein kleines Heim in London zu bereiten. Ja, ich habe ein gutes Kind, so eines gibt's nur eines unter Tausenden.“

Hätte sie aufgeschaut, so hätte sie die Bestürzung in den Zügen ihres Reisegefährten gesehen, als er den Brief las. Er war jedoch bald gefaßt; der Brief kam aus dem Wentworth-Gefängnis. Er las:

„Liebe Mutter!

Ich nehme an, Du hast bereits die Wahrheit erfahren, der Gedanke ist mir zwar fürchterlich, daß es so ist. Ich hoffe, Du verstößt mich deshalb nicht. Ich habe nichts zu meiner Entschuldigung zu sagen, außer, daß London nicht der richtige Ort für einen Burfschen vom Lande ist und ich Enttäuschungen erlitt. Trevanson gab mir die höchste Strafe dafür — sechs Monate. In vierzehn Tagen bin ich frei und werde nach Hause kommen. Mutter, um Gottes willen, sei barmherzig und verstoße mich nicht.

Dein Dich liebender Sohn

Alfred Helden.“

Trevanson warf einen Blick auf seine Begleiterin. Sie ordnete die Rosen in der Handtasche, damit sie nicht zerdrückt würden, es lag etwas Rührendes in ihren Bewegungen. Der Name Helden weckte Erinnerungen in ihm. Er hatte selbst den jungen Mann verurteilt, als sich herausstellte, daß er der Spießgeselle von Dieben sei. Nochmals blickte er auf den Brief und las die mit Bleistift daruntergeschriebenen Zeilen:

„Bitte erzählen Sie, der dies lesen wird, der alten Frau irgendein Märchen, das sie veranlaßt, zurückzufahren. Sie kann weder lesen noch schreiben und ihr Herz würde brechen, wenn sie die Wahrheit erführe. Sie weiß nicht, daß ihr Sohn im Gefängnis ist.“

„Kennen Sie vielleicht das Haus, Sir?“

„Sehr gut“, antwortete er trocken. „Wenn Sie hingehen, würden Sie Ihren Sohn nicht antreffen. Ich ließ ihn in Paris zurück, er wird mit meinem Gepäck erst nachkommen. Der Herr, dessen Diener er ist, — bin ich.“

Die Augen der alten Frau strahlten.

„Nein, so etwas, und gerade Ihnen zeige ich den Brief, den er über Sie schrieb. Aber es macht nichts, denn er sagt nur das Beste von Ihnen. Das ist mir eine Beruhigung, zu wissen, mein Junge ist bei Ihnen.“

Bei der nächsten Haltestelle angekommen, veranlaßte Trevanson die alte Frau auszusteigen und nach Hause zu fahren. Er selbst ließ sich noch am Abend desselben Tages mit dem Gefängnisaufseher von Wentworth verbinden und um ein Uhr stand Alfred Helden, von einem Wächter begleitet, vor dem grauhäarigen Mann, der ihn verurteilt hatte.

„Weshalb bin ich hergebracht worden?“ tobte er. „Ich habe nichts im Gefängnis begangen. Wollen Sie von mir die Namen meiner Helfershelfer herausbekommen? Ich habe alles allein begangen. Ich wiederhole hier meine Aussage vom Gerichtssaal. Es ist die Wahrheit.“

„Ich habe heute die Bekanntschaft einer lieben alten Frau gemacht, Helden“, sagte der Richter trocken. „Einer Frau, die in London fremd war. Einer Frau, die ihrem Sohn Rosen brachte von einem Strauch, den er selbst gepflanzt hatte, ehe er in die Hauptstadt ging, um sein Glück zu machen. Sie hatte gehört, daß er in 14 Tagen zu ihr kommen wolle. Und hier beginnt das Tragische meiner Geschichte: die alte Frau kam nach London, um ihren Sohn zu besuchen. Sie konnte weder lesen noch schreiben, und ein freundlicher Geistlicher hatte ihr erzählt, ihr Sohn schreibe, er sei Diener in einem Herrschaftshaus. Sie gab mir den Brief und fragte mich, ob ich die Adresse kenne. Sie lautete: Wentworth-Gefängnis. Der Sohn, den sie vergötterte, war im Gefängnis und sein Name war Alfred Helden!“

Der Sträfling erbleichte.

„Warum sagen Sie mir das? Haben Sie meiner armen Mutter die Wahrheit gesagt?“

„Ihre Mutter weiß auch jetzt nichts, Helden.“ Trevanion sah im Geiste wieder die Mutter vor sich, wie sie sich liebevoll über die Rosen beugte, Rosen, die jetzt auf dem Tische standen und mit ihrem Duft das Zimmer erfüllten. „Sie weiß nichts, Helden. Sie hält Sie für einen anständigen Menschen. Ich widersprach nicht. Ich sandte sie aufs Land zurück und sagte, Sie wären für einige Tage in Paris.“

„Und sie glaubte Ihnen, Mr. Trevanion?“

„Ich sagte ihr, daß Sie in meinen Diensten stehen. Es wird von Ihnen abhängen, Helden, ob sie je die Wahrheit erfährt“, sprach Trevanion langsam. „Sie müssen jetzt sagen, Alfred Helden, ob Sie die Vergangenheit vergessen wollen — und ein neues Leben in meinen Diensten beginnen. Falls dies der Fall ist, kommen Sie bei Tagesanbruch zu mir als Diener und in einigen Tagen werden wir zusammen zu der alten Frau fahren,

die mich gelehrt hat, wie stark Mutterliebe ist. Also, Helden, wie lautet Ihre Antwort?“

„Es kann nicht ernst gemeint sein“, erwiderte der Sträfling. „Sie wissen, ich bin ein Dieb. Ich könnte Sie bestehlen.“

„Der Betrag Ihres Diebstahles war vier Pfund. Es war dieselbe Summe, wie die, die Sie Ihrer Mutter schickten, damit sie nicht ins Armenhaus gehen muß. Hätten Sie mir dies zur Zeit Ihres Prozesses gesagt, so hätte ich Sie milder behandelt.“

„Gott im Himmel!“ flüsterte er heiser. „Ich schwöre es, Sir, Sie werden es nie zu bereuen haben!“

„Jetzt werde ich Sie ins Gefängnis zurückführen lassen und in ein paar Stunden erwarte ich Sie. Mittlerweile habe ich einen Brief an die Frau mit den Rosen zu schreiben, Helden. Ich werde ihr mitteilen, daß Sie Samstag zu ihr kommen. Gute Nacht.“

Trevanion blickte dem Sträfling nach, dessen Schultern vor Schluchzen zuckten. Er war tief gerührt.

Der Minneritter auf dem Lande

Eine heitere Geschichte von Meinrad Lienert

II. Fortsetzung.

Als ihm jedoch der schweigende und schimpfende Bader wieder mit dem Folterwerkzeug nahte, um auch den zweiten vorstehenden Zahn zu packen, fuhr der Stöffli fluchend und spuckend auf, schmiß ihm einen Fünfbäher ins Waschbecken und trollte sich, brummend wie ein schweißender Bär, davon.

Es war stockdunkle Nacht, als der Heubergstöffli nach Studdach zurückkam. Geradewegs trampelte er auf das Wirtshaus zum Wachholder zu.

Als er eintrat, stand das Holderbeni eben am Schwenkessel und spülte ein paar Flaschen.

„Da wär ich nun“, machte der Alte: „Guten Abend, Beni!“

Das Mädchen drehte sich flink, verwundert, um. „Ja, Ihr seid hier, Stöffli? Der Vater liegt auf dem Laubsack; er ist die Kellertreppe hinuntergeklügel; nun merkt er's im Kreuz. Was soll ich Euch bringen?“

„Schau mich an, Maitli!“

Sie trocknete die Hände an der Schürze ab. „Was soll ich Euch denn anschauen; ich kenne Euch ja schon.“

„Schau mir aufs Maulwert, sag ich!“

Nun wurde sie doch schier neugierig. Sie kehrte sich um und sah ihn an. „Jesus und Maria, seht Ihr aus!“ rief sie, hell auflachend, aus. „Euer Mund sieht nun grad aus wie ein Allmendgatter, in dem ein Stecken fehlt. Ja, was habt Ihr denn gemacht, daß Ihr auf einmal eine so heillose Zahnlucke habt?“

„Das habe ich gemacht“, sagte er unwirsch, „wozu du mich getrieben hast; eine Zahnschaukel habe ich mir in Ennetbirgen auszerren lassen. Nun hätte ich aber auch gern den Ruß, den du mir so gut wie versprochen hast.“

„Herrgott, Herrgott“, stöhnte sie, als sie endlich aus dem Lachen heraus und wieder ein wenig zu Atem kam, „was macht Ihr für Sachen, Stöffli! Das habt Ihr also für heiligen Ernst genommen, was ich nur zum Spassen gesagt habe. Es tut mir gewiß Leid“, setzte sie nun, ernsthafter werdend, bei, „daß Ihr mich unrichtig verstanden habt; ich hätte Euch gewiß nicht um Euere Sägeblätter gebracht; aber“, jubelte sie wieder, in ein tolles Gelächter ausbrechend, hinaus, „Ihr habt gottlob noch eins.“

Der Bauer wurde wild. Er rollte die Augen und trampelte die gewaltigen Fäuste um eine Stabellenlehne.

„Maitli, ich hab getan, wozu du mich lange genug aufgestachelt hast, weil ich dich“, er sagte es dumpf, grimmig, „weil ich dich gern habe, weil ich dich heiraten will. Ich tu alles, was du mich tun heißest, aber gerade zum Narren sollst du mich nicht halten. Und nun gib mir einen Ruß!“

Er versuchte sie zu umhalsen; aber sie entschlüpfte ihm hinter den Tafeltisch und sagte: „Stöffli, ich habe Euch nicht die Zähne ausziehen heißen; ich hab Euch aber ebensowenig im Ernst einen Ruß versprochen. Und“, lachte sie auf, „das könnt Ihr nicht verlangen, daß ich Euch schon heute auf Eure Zahnlucke küsse. Es wäre mir ja, als müßte ich also durch einen Latenzaun in einen Kohlenschopf hineinschlüpfen. Ein andermal vielleicht. Ich muß mich doch zuerst ein bißchen daran gewöhnen.“

Ihr Blick fiel auf ein Scheiblein; sie meinte, sie hätte den Heubergjungen davor auf den Scheitern liegen und hineingucken sehen. Sie stellte sich rasch vor den finster vor sich hinstellenden Stöffli und sagte, ihn ein paarmal über die bartstopplige Backe streichelnd: „Macht Euch jetzt lieber heim, Stöffli. Es schickt sich doch fast nicht, daß wir zwei jetzt da so allein zusammen in der Stube sind. Aber sobald der Vater wieder auf den Stelzen steht, sollt Ihr mir willkommen sein, und Gott weiß, was mit uns zweien noch geht; die Heubergsleute find mir gewiß recht.“ — „Ich merke bis jetzt nicht viel davon“, machte er verdrossen; „aber ich will hoffen, du lernest mich noch anders ästimiren; denn“, setzte er leidenschaftlich bei, „ich muß dich haben!“

Sie verbiß ein Auflachen, und der Schall erlosch für einen Moment in ihren Augen. „Stöffli“, sagte sie, „mein Vater ist also bettlägerig. Wäret Ihr da nicht so gut und tötet morgen unser elf Bierling dickes Schwein zum Metzger noch Ennetbirgen treiben? Wir haben's ihm zugesagt, und er muß es morgen haben. Es läuft gern, wenn man's zu nehmen weiß.“

„Ja, Euere Ferkelsau, nach Ennetbirgen?“ Er machte ein gar langes, unzufriedenes Gesicht.

„Ja, wenn Ihr nicht wollt“, sagte sie gedehnt, von ihm weggehend, „so will ich Euch gewiß nicht damit versäumen. Ich hab nur so gemeint, weil's preßiert und weil Ihr mir gar so willig getan habt. Es wäre mir ein kleiner Dienst gewesen und . . .“

„Ich tu's, ich tu dir alles; ich kann dir nichts ab sein, Beni.“

„Nein, Heubergbauer, es ist am End besser, ich suche mir einen andern.“

„Also morgen hole ich die Sau“, machte er bestimmt. Er ergriff ihre Hand und drückte sie, daß sie aufschauzte vor Schmerz. „Gut Nacht, Beni, Schah!“ sagte er halblaut und verließ schweren, polternden Schrittes die Wirtstube.

Raum war er im Gang, ließ sie sich, auflachend, auf eine Stabellen fallen. Aber neben dem Uhrgehäuse ging ein Scheiblein zurück; ein strohfarbener Kraustopf zeigte sich. „Komm nur herein, Sepp; er ist heimzu und der Vater ist im Bett.“